

HEYNE <

PAGE MORGAN

GROTESQUE

ROMAN

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Kirsten Borchardt

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE BEAUTIFUL AND THE CURSED



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 09/2014
Redaktion: Sabine Thiele
Copyright © 2013 by Angie Frazier
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Eisele Grafikdesign, München
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31565-5

www.heyne-fantastisch.de



www.twitter.com/HeyneFantasySF
[@HeyneFantasy SF](https://twitter.com/HeyneFantasySF)

Für Willa Belle

»Ich weinte nicht, so ward zu Stein ich innerlich.«

Dante

Paris
Faubourg Saint-Germain
Ende November 1899

Der Junge verspätete sich.

Brigitte kuschelte sich in ihr Zobelcape, um sich vor dem alles durchdringenden Frost zu schützen. Es war ruhig in dem von Mauern eingefassten Garten; es herrschte jene hohle Stille, wie sie sich oft kurz nach Mitternacht einstellt. Die Rosenbüsche waren von verschneiten Leinensäcken umhüllt und wirkten geisterhaft im hellen Mondlicht. Kleine Wolkenfetzen jagten über den Himmel.

Sie kam sich vor wie eine Närrin. Sie hatte tatsächlich geglaubt, dass er kommen würde.

Dabei hatte er wohl nur mit ihr gespielt, als sie sich tags zuvor auf dem Markt begegnet waren. Normalerweise schickte Brigitte ihre Dienstboten dorthin, aber die Arkaden mit den Geschäften langweilten sie, und ihre Freundin Jacqueline hatte daraufhin vorgeschlagen, doch einmal die Stände auf dem Marktplatz zu betrachten. Als Jacqui davongeschlendert war, um sich ein paar nicht besonders teure, strassbesetzte Ringe anzusehen, war Brigitte der Junge aufgefallen, der hinter seinem Karren mit Pastinaken und Kartoffeln stand.

Bewusst hatte sie seine von der Arbeit schwieligen Hände übersehen, seinen fadenscheinigen Tweedmantel und die abgewetzte Hose. Stattdessen hatte sie sich auf alles ober-

halb seiner Schultern konzentriert. Er war wundervoll, seine Augen und sein Haar waren von einem goldenen Brauntönen, der das schönste geflammte Eichenholz in den Schatten stellte. Sie wusste, dass der Junge überhaupt nicht zu ihr passte – er verhökerte Gemüse! – und ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig war. Vielleicht wollte sie sie ihm aber genau deshalb schenken. Bevor sie wusste, was sie tat, hatte sie ihm ihre Adresse verraten und ihm eine Zeit für ein Treffen genannt.

Und hier war sie nun.

Aber wo war er?

Brigitte starrte auf das Gartentor, dessen gebogene Planken mit verdorrten Weinranken überwuchert waren. Plötzlich wünschte sie sich nichts sehnlicher, als wieder im Haus zu sein, der Kälte zu entfliehen und sich sicher zu fühlen. Langsam begann sie sich zum Haus zurückzuziehen. Wenn der Karrenjunge doch nur von ihrem Stand gewesen wäre, dann hätten sie sich bei Tageslicht treffen können. Selbst der Garten des Anwesens von Brigittes Familie war nicht völlig sicher, jetzt nicht mehr.

Die Mädchen, die in den letzten zwei Wochen verschwunden waren, hatten sich alle zuvor in ihren eigenen vier Wänden aufgehalten. Die Letzte war diese Blanche gewesen. Brigitte hatte sie oberflächlich gekannt, war ihr ein- oder zweimal auf Gesellschaften begegnet. Niemand wusste, wohin die Mädchen verschwunden waren, aber die Polizei ging inzwischen von einem Verbrechen aus. Vielleicht war es besser, dass der Karrenjunge nicht gekommen war, um sie aus dem ummauerten Garten zu entführen.

In diesem Augenblick hörte sie es: den klagenden Ruf einer Eule. Sie erstarrte. Der Karrenjunge hatte gesagt, dass er

dreimal wie eine Eule rufen würde. Nachdem der dritte Ruf verklungen war, blieb alles ruhig. Unsicher, aber voller Hoffnung, ging Brigitte zurück zum Tor. Die Kälte des Eisens durchdrang ihre weichen Glacéhandschuhe, als sie den Riegel aus dem Schloss hob.

»Tut mir leid.« Seine Stimme ertönte von links. »Ich hoffe, du hast nicht zu lange gewartet.« Er trat aus den Schatten, und wieder verschlug es Brigitte die Sprache. Er war wundervoll. Sie hätte am liebsten sein Haar um ihre Finger gewickelt. Gefühlt, wie seidenweich es war.

»Nein, habe ich nicht«, brachte sie heraus. »Willst du mir jetzt deinen Namen verraten?«

Auf dem Markt hatte er das nicht getan. *Ein Geheimnis, um dein Interesse wachzuhalten*, hatte er gesagt. Er sah aus wie ein Jean oder Hugo oder Amato. Aber wie auch immer er heißen mochte, jetzt zog er sie vom Tor weg und verschloss es sorgfältig. Brigitte spürte ein kurzes Zögern, als der Riegel wieder zufiel. Aber die verschwundenen Mädchen waren alle allein gewesen, niemand hatte sie beschützt. Sie würde nicht allein sein.

»Du musst meinen Namen erraten«, sagte er, während er sie den kleinen grasbewachsenen Hang zur Straße mit den Obstbäumen hinunterführte. Seine Hand war eine wärmende Tasche, und sie spürte diese Berührung bis ins Mark. Sein langes Haar schimmerte im Mondlicht, als sei jede Locke von Feenstaub umhüllt.

»Amato?« Brigitte wusste sofort, dass es nicht stimmte. Er ließ ihre Hand los, als wollte er sie bestrafen.

»Versuch es noch einmal«, sagte er und verschwand hinter dem knorrigen Stamm eines Apfelbaums mit blattlosen Ästen, schwarz und verkrümmt. Brigitte zertrat mit dem

Absatz einen frostharten Apfel im hohen Gras und rutschte auf dem Matsch aus.

»Jean?«

Sein Schweigen hielt an. Nein. Also auch nicht Jean. Der Mond verkroch sich hinter einem Wolkenknäuel, und die Obstbaumgasse wurde tintenschwarz.

»Mehr fällt mir nicht ein«, sagte sie, des dummen Spiels müde.

Der Weg blieb dunkel. Der Karrenjunge gab kein Geräusch von sich. Wo war er hin? »Sag es mir, oder ... oder ich gehe wieder zurück.«

Ihre Nasenspitze prickelte in der frostigen Luft. Brigitte verzog das Gesicht. Es war närrisch gewesen, hierherzukommen. Dieser Junge konnte irgendwer sein, man wusste es ja nicht, und dass er sich nun so spröde zeigte, ließ die Erregung, die Brigitte zuerst gefühlt hatte, schnell vergehen.

Sie machte einen Schritt rückwärts. Die Wolken teilten sich, und kurz wurde der Obstgarten gerade so weit erhellt, dass sie hinter einem Baum zu ihrer Rechten eine Bewegung wahrnehmen konnte.

»Ich gehe jetzt«, erklärte sie.

Die blanken Äste knarnten. Aber der Karrenjunge antwortete noch immer nicht. Wieder jagten die Wolken über den Mond. Brigitte ging unsicher weiter zurück, und kalter Schweiß legte sich auf ihre Brust. Irgendetwas stimmte hier nicht.

Sie hatte gerade drei Schritte getan, als sie gegen etwas Hartes stieß – und ein kalter, scharfer Schmerz ihren Unterleib durchdrang. Brigitte öffnete den Mund und wollte schreien, aber nur ein Zischen entweichender Luft kam heraus. Ihre zitternden Finger glitten über ein paar glatte Stan-

gen, von denen eine unterhalb ihres Nabels steckte und die andere dort, wo ihr Brustkorb geborsten war. Im Mondlicht schimmerten die Stangen so hell wie Elefantenstoßzähne. Ein dicker schwarzer Strom floss über jeden Stoßzahn. Blut. *Ihr Blut.*

Sie hörte ein leises Knurren und würgte, als heißer, stinkender Atem sie streifte. Gerade, als Brigitte begriff, dass sie es nicht wieder zurück in den Garten schaffen würde, riss das Ding mit den Stoßzähnen sie von den Beinen. *So narisch*, dachte sie, als sich die Welt in schnellen Drehungen von ihr entfernte. Sie *war* allein.

Genau, wie es die anderen Mädchen gewesen waren.

1

Paris
Saint-Germain-des-Prés
Dezember 1899

So also sah der Albtraum bei Tageslicht aus.

Ingrid blickte durchs Fenster, als die Kutsche am verschneiten Straßenrand der Rue Dante hielt, nur eine Kreuzung von der überfrorenen Seine entfernt. Das konnte doch nicht Mutters Ernst sein. Diese *Ruine* hier sollte ihr neues Zuhause werden? Ingrid rieb das beschlagene Glas frei, um die uralte, verfallene Abtei nun richtig in Augenschein nehmen zu können.

»Du bist völlig verrückt geworden«, flüsterte sie. Ihre Mutter ignorierte sie und blickte weiter aus dem Kutschenfenster.

Tiefe Narben verunzierten den schmutziggrauen Sandstein und verliehen der Kirche das verwüstete Aussehen eines Pockenkranken. Die vier Bogenfenster an der Vorderseite waren mit stumpfem, schiefem Buntglas gefüllt und schienen mehr aus Sprüngen denn aus Blei und Glas zu bestehen. Die zwei ausgetrockneten Holzplanken, die als Türen dienten, standen leicht offen, als ob sie jeden beliebigen Passanten zum Eintreten auffordern wollten. Ingrid war überzeugt, noch nie einen so verlassen Ort gesehen zu haben.

Die Augen ihrer Mutter verklärten sich. »Ist es nicht herrlich, Kinder?«

»Mama, bitte fang nicht wieder an zu weinen. Du hast

schon alle Taschentücher verbraucht.« Ingrids jüngere Schwester, Gabriella, öffnete ihr perlenbesticktes Handtäschchen, um ihr eines von ihren Tüchern anzubieten.

Ihre Mutter, Lady Charlotte Brickton, hatte vor sich hin geschnieft, seit ihr Dampfschiff in Calais angelegt und ihre Füße zum ersten Mal seit sechzehn Jahren festen französischen Boden betreten hatten. Sie war überglücklich, wieder zu Hause zu sein. Ingrid hingegen war nur erleichtert, London den Rücken gekehrt zu haben. Sie wollte niemals dorthin zurückkehren. Nicht jetzt, nicht nach dem, was geschehen war und was sie getan hatte. Aber diese Abtei ... war sogar noch schlimmer.

»Herrlich? Das Haus sieht aus, als sei es verflucht«, sagte sie.

Das Anwesen war eine einzige Ruine. Selbst die Schicht frischen Pulverschnees, die die Spitzen eines hohen, schmiedeeisernen Zauns wie Zuckerguss überzog, konnte diesen Eindruck nicht mildern. Das Tor bestand aus dick verschlungenen Eisenstangen, die mit Efeublättern, Rosen und dornigen Weinranken aus dem gleichen Metall verziert worden waren. Es wirkte alles so kalt und wenig einladend wie die weißbemühten Wellen des Ärmelkanals, die sie gerade hinter sich gelassen hatten.

»Es ist entsetzlich«, flüsterte Gabby. Ein ehrfürchtiges Lächeln zog sich über ihre Lippen. Ingrids Schwester drückte ihre Nasenspitze gegen die kalte Glasscheibe, um besser sehen zu können.

»Gabby, unter geistig gesunden Menschen gilt ein Lächeln angesichts entsetzlicher Dinge normalerweise nicht als angemessene Reaktion.« Ingrid schlug die schwarze Nerzkapuze ihres Mantels hoch.

Gabby schob ihre volle Unterlippe vor. »Es hat Charme.«

»Wenn man verlassene und von Geistern heimgesuchte Kirchen charmant findet«, gab Ingrid zurück.

Ihre Mutter warf ihnen einen gereizten Blick zu, als der Diener auch schon den Wagenschlag öffnete. »Seid doch nicht so theatralisch, Kinder. Die Abtei ist ein Meisterwerk und hervorragend geeignet für meine Galerie.«

Mit einem Tritt klappte der Diener die kleine Treppe aus und half ihrer Mutter auf den Bürgersteig. Hinter ihnen kam eine zweite Kutsche zum Stehen, die das Gepäck und die Zofen der Damen beförderte.

»Meinst du wirklich, dass es da spukt?«, fragte Gabby. »Wir müssen Grayson fragen, ob er etwas gespürt hat. Oh! Ich habe eine Idee – wir werden eine Séance veranstalten!«

Ingrid seufzte und verkniff sich einen Kommentar. Ihrem Zwillingbruder Grayson würde es leichter gelingen, Gabby von der Idee abzubringen, dass es im Haus einen Geist gab. Der siebzehnjährige Grayson war ganz allein, nicht einmal in Begleitung eines Dieners, zwei Monate zuvor nach Paris vorausgeschickt worden, um einen geeigneten Ort für die Kunstgalerie ihrer Mutter ausfindig zu machen. Sowohl die Reise als auch das Konzept der Galerie waren binnen kürzester Zeit erdacht und geplant worden. Ingrid hatte nicht glauben wollen, dass sich ihr Vater, Lord Philip Northcross Waverly III, Earl Of Brickton, endlich bereit erklärt hatte, ihrer Mutter ihren Lebenstraum zu finanzieren, eine eigene Galerie zu eröffnen. Jahr um Jahr hatte er die Idee zurückgewiesen – die Förderung der Künste war die Domäne seiner Frau, nicht seine, und er war sich nicht sicher, ob er den Namen Brickton mit einer derart unseriösen Unternehmung in Verbindung gebracht sehen wollte.

Nachdem Grayson dann hastig abgereist war, keine zwei Tage nachdem ihr Vater so unerwartet seine Unterstützung signalisiert hatte, fragte Ingrid sich schließlich, ob die Kunstgalerie ihre Gründung weniger dem Traum ihrer Mutter verdankte als vielmehr dem Umstand, dass sich zwischen Papa und Grayson ein immer breiterer Graben aufgetan hatte.

Zwischen ihrem Vater und ihrem Bruder hatte es stets Spannungen gegeben, aber im letzten Jahr waren ihre Streitigkeiten eskaliert. Und dass Grayson sich mit dem Dasein eines wilden, nur an seinen Vergnügungen interessierten Lebemanns zufriedengab, hatte die Meinung seines Vaters von ihm nur weiter verschlechtert. Ingrid hoffte, dass es sich lediglich um eine rebellische Phase handelte, aber Papa war nicht bereit, darüber hinwegzusehen. Vielleicht hatte er Grayson nach Paris geschickt, damit er etwas zu tun hatte; vielleicht auch nur, damit er ihm nicht mehr über den Weg lief. Ingrid beschäftigte aber vor allem die Frage, warum alles so schnell in die Wege geleitet worden war. Grayson hatte sich ihr vor seiner Abreise nicht anvertraut, und in den letzten zwei Monaten war sie das Gefühl nicht losgeworden, dass etwas Geheimes und Schwerwiegendes geschehen war, das die Ereignisse beschleunigt hatte.

Der Diener half nun Ingrid, sicher zum Bürgersteig hinunterzusteigen. Die Dezemberkälte biss durch ihr burgunderfarbenes Samtkleid, als sei es nur ein dünnes Seidenfähnchen. Sie wandte den Blick zur Abteikirche, betrachtete die Fresken, die zur Unkenntlichkeit verwittert waren, und sah, dass auf dem eingesunkenen Dach einige Dutzend Schindeln fehlten. Was hatte sich ihr Bruder nur dabei gedacht, als er beschloss, Geld in diesen Schutthaufen zu stecken? Ingrid war dankbar, dass Papa das nicht zu sehen bekam. Angelegenheiten, die

seinen Sitz im britischen Oberhaus betrafen, hatten ihn daran gehindert, sie wie beabsichtigt nach Paris zu begleiten. Er würde später nachkommen, hatte er ihnen versichert. Ganz sicher zur Eröffnung der Galerie.

»Wo ist Grayson? Ich dachte, er wollte uns hier erwarten«, sagte Gabby, als sie zum Bürgersteig hinuntersprang. Ihr gerüschter rosa Sonnenschirm war schon gegen die Schneeflocken aufgespannt, die aus den Platinwolken rieselten.

Mit ihren rauchgrauen Augen, der kleinen Stupsnase, den rosigen Lippen und Haar von der Farbe goldenen Rums war Gabby ein fünfzehnjähriges Abbild ihrer Mutter. Ingrid hingegen glich ihnen nicht im Geringsten. Ihr Haar, blond wie das von Grayson und Papa, war nur ein klein wenig heller als ihre blasse Gesichtsfarbe. Öfter als ihr lieb war hatte man ihr in ihren siebzehn Lebensjahren schon gesagt, dass sie die typische englische Rose darstellte: ganz und gar cremefarben und pink, bis hin zu den weichen, blütenrosa Lippen. Rein nach dem Äußeren urteilend, erwarteten viele Menschen, dass sich dahinter ein ebenso sanftes Naturell verbarg, aber jeder, der Ingrid kennenlernte, wurde schnell eines Besseren belehrt.

»Es ist zu kalt, als dass Grayson den ganzen Tag hier draußen herumstehen und auf uns warten würde«, antwortete Ingrid.

Sie ballte die Hände zu Fäusten. Da war es wieder, dieses scheußliche, nervöse Kribbeln, das sie die ganzen letzten Monate nicht losgeworden war. Es trat immer dann auf, wenn die Rede auf Grayson kam, und verwandelte ihr Blut in ein Glas sprudelnden Champagner. Die Unruhe an sich machte ihr dabei keine Sorgen. Sie hatte diesen sechsten Sinn schon, so lange sie denken konnte, und sie teilte ihn

mit Grayson, so wie sie einen Mutterschoß, ein Kinderzimmer und – vor dem Beginn seiner rebellischen Phase – eine Persönlichkeit geteilt hatten. Nein, ihre Sorge galt dem, was dieses Gefühl stets bedeutete: dass mit ihrem Zwillingenbruder etwas nicht in Ordnung war.

Je schneller sie Grayson wiedersehen würde, desto besser. Dann konnte sie vielleicht auch herausfinden, was zwischen ihm und Papa vorgefallen war.

Mama wandte sich in ihrer Muttersprache an den Bedienteten, deutete auf ihre Taschen, Schachteln und Kisten, die aufs Dach und den rückwärtigen Teil der Dienstreiterkutsche geschnallt waren. Ingrid verstand das schnell dahinfließende Französisch nicht. Sie war im Unterricht nicht so gut mitgekommen wie Gabby und Grayson, und daher erahnte sie allenfalls, dass ihre Mutter den Diener anwies, die Fahrer zum Wohngebäude der Abtei zu schicken. Grayson hatte in seinem Brief erwähnt, dass es schräg gegenüber der Kirche lag. Dort würden sie zunächst alle leben, während Mama die Renovierung der Kirche organisierte, die mit Sicherheit wesentlich umfangreicher ausfallen würde, als Ingrid es sich vorgestellt hatte.

Ihre Mutter stieß die großen Eisentore auf. Die Angeln kreischten und scheuchten dabei eine Schar schwarzer Vögel von den kupfernen Regenrinnen auf, die kränklich grün oxidiert das Dach der Abteikirche einfassten. Die plötzliche Bewegung ließ Ingrid aufsehen. Die Wolke flatternder schwarzer Schwingen lichtete sich und enthüllte massive Statuen, die die Zwillingsglockentürme der Abtei krönten.

Die meisten dieser Statuen – wahrscheinlich Engel, denn Ingrid konnte Flügel ausmachen – waren von weißem Pulver bedeckt, aber ein paar kleinere duckten sich auf den ge-

zackten Simsen am Sockel der rechteckigen Türme. Der Schnee war von ihnen fortgeweht worden, und Ingrid sah sie deutlich: keine Engel. Gargoyles.

Ihre Münder waren zu breiten, lautlosen Schreien geformt, und zwischen dolchgleichen Zähnen streckten sich Zungen hervor. Die Gestalten hatten vorquellende Augen, gekappte, hundeähnliche Ohren und Klauen, die sich direkt in das Mauerwerk der Dachkante krallten. Die Flügel waren bei einigen weit geöffnet, bei anderen so behauen, dass sie zusammengefaltet an ihren buckligen Schultern lagen.

Ingrid stand vor dem Tor, und ihr Magen verkrampfte sich. Wieso hatte man überhaupt jemals Kirchen mit Gargoyles versehen? Die steinernen Kreaturen waren so hässlich, dass sich die kleinen Härchen an ihren Armen aufrichteten. Sie wandte den Blick ab. Die Abtei stand am Ende einer Straße, die von großen, blassen Gebäuden aus Stein gesäumt wurde. Es handelte sich um Wohnungen, nahm Ingrid an, Häuserzeilen mit Ladengeschäften im Erdgeschoss und bunten Markisen. Es waren ein paar Leute unterwegs, aber die breite Prachtstraße wirkte sehr streng. So ziemlich wie die Abtei an ihrem Ende.

Gabby und ihre Mutter hatten inzwischen die zweiflügelige Eingangstür der Abteikirche erreicht und verschwanden im Inneren. Ingrid folgte langsam ihren Spuren im dünnen Schnee. Sie wollte zu Grayson. Sie wollte in Bewegung bleiben. Mit jedem Schritt entfernte sie sich weiter von London, von ihrem Heim am Grosvenor Square, von Papa, sogar von ihrer liebsten Freundin, Anna Bettinger. Ihre Freundin würde sie vermissen, aber die Reise nach Paris hatte, wenn sie ehrlich war, zu keiner besseren Zeit kommen können. Sie konnte Anna nie wieder unter die Augen treten.

Nicht nach dem, was Ingrid getan hatte.

Sie holte tief Luft, straffte die Schultern, ging über die Schwelle und betrat das Vestibül. Ihre behandschuhten Finger waren taub, und die Luft in diesem Vorraum war ebenso kalt wie draußen. Außerdem war es dunkel und feucht. Ingrid konnte im Kirchenschiff kaum etwas sehen. Es fiel nur wenig Licht durch die speckigen, gesprungenen Buntglasfenster, die sich an den Längsseiten befanden. Hinter der Kanzel prangte eine große Rosette aus blassgelbem Glas in der Mitte der Apsis. Ingrid rümpfte wegen des feuchten, schimmligen Geruchs die Nase.

Gabbys Stimme hallte vom Deckengewölbe wider. »Es ist drinnen sogar noch schrecklicher. Findest du nicht auch, Griddy?«

Ingrid stieß mit dem Schienbein gegen eine umgekippte Kirchenbank, die sich in den Schatten verborgen hatte, und stieß ein Wort hervor, das sich so gar nicht für eine Lady ziemte. »Bitte nenn mich nicht so. Schlimm genug, dass sich dieser fürchterliche Spitzname in London verbreitet hat.«

Im Gegensatz zu Lady Ingrid Waverly, dem Titel, der ihr als Tochter eines Earls zukam, klang Lady Griddy eher nach einer verknöcherten, alten Königswitwe.

Ihre Mutter trat hinter einer Säule hervor und strich mit der Hand über die cremefarbenen Marmortexturen.

»Das hier wird die Hauptgalerie. Oh, ich glaube, Grayson hat eine gute Wahl getroffen – was meint ihr, Kinder? Es strotzt geradezu vor Persönlichkeit. Und wir haben noch eine Weile Zeit, bevor euer Vater zur Eröffnung erscheint ... jede Menge Zeit, um all die nötigen Reparaturen durchzuführen.«

Ingrid sah ihre Mutter an, und der Zweifel stand ihr deut-

lich ins Gesicht geschrieben. Ihre Mutter wischte ihn mit einer Handbewegung weg. »Wirklich, Ingrid, musst du dich immer so gegen alles sperren? Betrachte Paris als neuen Anfang.« Sie wandte sich ab, bevor sie weitersprach. »London für den Winter zu verlassen war in deinem ureigensten Interesse, Liebes, vor allem angesichts der Vorkommnisse mit Mr. Walker.«

Das Blut schoss in Ingrids Wangen. Ihre Finger schlossen sich um die geschwungene Armlehne einer Kirchenbank. *Mr. Walker.* Jonathan Walker.

»Mutter«, mahnte Gabby.

Seit der katastrophalen Gala und jenem Ereignis, das Ingrids makellosen Ruf in London völlig ruiniert hatte, war Jonathans Name nicht mehr ausgesprochen worden.

Ingrid kämpfte gegen das Erröten an. »Es ist doch wahr. Es war das Beste für mich, London zu verlassen.«

Mit gesenktem Blick ging sie weiter auf die Kanzel zu, wandte sich aber auf dem Weg dorthin nach rechts, ins Querschiff. Dort entdeckte sie eine Holztür. An dem lastenden Schweigen hinter sich erkannte sie, dass ihre Mutter und Schwester den Blick zum Himmel richteten und sich mit mitleidigen Gesten wortlos verständigten. Gabby wollte das Thema vermeiden, ihre Mutter hingegen hätte Ingrid gern scharf dafür zurechtgewiesen, dass sie hinsichtlich ihrer Gefühle für Jonathan viel zu kühn und offen gewesen war. Beides hätte nichts geändert. Ingrid hatte Jonathan heiraten wollen, und Jonathan hatte tatsächlich einen Antrag ausgesprochen – aber er hatte nicht um ihre Hand angehalten, sondern um die ihrer besten Freundin, Anna Bettinger.

Und dann hatte Ingrid Annas Haus angezündet.

Es war ein Unfall gewesen. Ein schrecklicher Unfall, den

Ingrid sich niemals verzeihen würde. Aber das spielte keine Rolle mehr. Sie war in London erledigt.

Entschlossen drückte sie die Holztür auf, und die plötzliche Helligkeit des verschneiten Kirchhofs blendete sie beinahe. Als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, entdeckte sie das zweistöckige Wohngebäude, im gotischen Stil aus Stein erbaut, gleich hinter der Rotunde der Abtei aus Glas und Eisen. Ihr Kutscher stand in der Tür neben einem hochgewachsenen Mann mit breiten Koteletten. Mit seinem grauen Anzug aus Walkstoff, den Handschuhen und dem grauen, runden Hut fügte er sich perfekt in die triste Umgebung ein.

»Wer ist das?«, fragte ihre Mutter, als sie hinter Ingrid in den Kirchhof trat. Sie schritt so schnell voran, wie es ihr mit ihrer unternetzten Stundenglasfigur, behindert vom Glockenrock und dem maßgeschneiderten S-Korsett, möglich war.

»Mama hätte nichts sagen sollen«, raunte Gabby leise, als sie und Ingrid in einigem Abstand folgten.

Ingrid zog den Mantelkragen am Hals enger zusammen und wich dem offenen Blick ihrer Schwester aus. »Sie kann sagen, was ihr gefällt. Ich bin darüber hinweg.«

Sie war eine schrecklich schlechte Lügnerin. Gabby wusste das auch, war aber so großzügig, das Thema fallen zu lassen.

Als sie die Tür des Wohnhauses erreichten, hatten sich ihre Mutter und der Fremde gerade einander vorgestellt.

»Kinder, das ist Monsieur Constantine«, sagte sie mit einem breiten Lächeln. »Der Makler eures Bruders.«

Monsieur Constantine nahm Ingrids Hand und beugte sich darüber. »*Enchanté, Mylady.*«

Sie murmelte ein zerstreutes *Bonjour* und drängte sich an

ihrer Mutter vorbei ins Haus. Gleich darauf zog Gabby mit ihrem natürlichen Charme, ihrem strahlenden Lächeln und ihrem perfekten Französisch die Aufmerksamkeit des Maklers auf sich.

Ingrid trat in die große Eingangshalle. Eine junge Frau in schlichtem, grauem Kleid und schwarzer Schürze knickste und machte sich dann wortlos daran, Ingrid von ihrem Mantel und ihren Handschuhen zu befreien. Im Haus war es nur wenig wärmer als in der Abteikirche. Ein Perserteppich bedeckte den Steinboden, und dicke, pfauenblaue Vorhänge teilten zwei Räume von der Halle ab.

»Ihre anderen Reisekoffer sind bereits vor zwei Tagen angekommen und wurden schon auf Ihre Zimmer gebracht«, erklärte Monsieur Constantine jetzt auf Englisch. »Ihre Dienstmädchen werden gerade mit den Räumlichkeiten vertraut gemacht.«

Ingrid sah die Treppe empor, die mit einem üppigen, kardinalsroten Teppich ausgelegt war. »Und wo ist unser Bruder?«

Ihre Nerven lagen blank. Das hohle Gefühl, mit dem sie sich in den letzten zwei Monaten irgendwie arrangiert hatte, weitete sich in ihrem Innern plötzlich zu einem Abgrund aus. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als dass dieses gährende Loch gefüllt wurde, und der Einzige, der das tun konnte, war ihr Zwillingbruder.

Monsieur Constantine atmete tief ein und hielt die Luft an. Das war der Augenblick, in dem in Ingrid die Befürchtung erwuchs, dass etwas nicht stimmte.

»Ich bedaure, aber Lord Fairfax ist nicht hier«, antwortete er und nannte Grayson dabei bei jenem Namen, den jeder Erbe des Bricktoner Adelstitels seit Generationen trug. Ihr

Zwillingsbruder bevorzugte das weniger aufgeblasene »Grayson«, hatte es aber schon lange aufgegeben, das den Leuten beizubringen.

»Nicht hier?«, wiederholte ihre Mutter. »Mein Sohn wusste doch, dass wir heute Nachmittag ankommen würden. Was konnte denn so wichtig sein, ihn davon abzuhalten, uns zu begrüßen?«

Constantine glättete seinen silbernen Bart, der in pfeilförmigen Spitzen auslief, und wippte leicht auf den Fersen. »Mylady, ich möchte Sie nicht beunruhigen, aber es hat den Anschein, als sei Ihr Sohn schon seit vier Tagen nicht mehr in der Abtei gewesen.«

Der herannahende Sturm, den Ingrid gespürt hatte und der Graysons Namen flüsterte – plötzlich passte alles zusammen. Erschreckt sah sie ihre Mutter an. Lady Brickton zeigte selten Gefühle, aber jetzt trat ängstliche Anspannung in ihre Augen.

»Wenn er nicht hier gewesen ist, wo war er denn dann?«, fragte sie.

»Ich weiß nur das, was mir die Dienerschaft erzählt hat«, gab Constantine zurück. »Demnach hat es den Anschein, dass Ihr Sohn am letzten Donnerstagabend an einem Dinner teilnahm. Als die Gesellschaft vorüber war, konnte der Kutscher, wie er mir sagte, keine Spur von Seiner Lordschaft entdecken. Auf seine Fragen hin erklärte man ihm, Lord Fairfax sei verschwunden, bevor der erste Gang serviert wurde. Alle Anwesenden gingen davon aus, dass er die Gesellschaft verlassen habe.«

Ingrid runzelte die Stirn. »Monsieur Constantine, wo fand dieses Dinner statt? Waren die Gastgeber Freunde meines Bruders?«

Ihr gefiel die plötzlich ausdruckslose Miene des Mannes nicht. »Ich weiß lediglich, Mylady, dass die Gesellschaft irgendwo im Vierten Arrondissement gegeben wurde. Nicht weit von hier entfernt. Und der Kutscher sagte mir, die Gastgeber waren mit Seiner Lordschaft bekannt.«

»Wo ist dieser Kutscher?«, fragte Ingrids Mutter. »*Je veux lui parler immédiatement.*«

Monsieur Constantine zog einen der blauen Vorhänge beiseite und rief etwas. Es dauerte keine Minute, bis ein kleines Grüppchen Männer und Frauen in der Eingangshalle erschien. Die Männer nahmen ihre geflickten Tweedmützen ab, die Frauen verschränkten die rissigen Hände vor den gestärkten Schürzen.

»Ich habe die Bediensteten eingestellt, Lady Brickton, und wie gewünscht sprechen sie alle sehr gut Englisch. Bertrand hat Lord Fairfax letzten Donnerstag in das Vierte Arrondissement gefahren.« Er schnippte mit den Fingern in die Richtung eines älteren Herrn. Der Mann hatte einen dünnen, dunklen Haarkranz, der wie ein Hufeisen von einer Schläfe zur anderen reichte. Er knetete die Mütze in seinen Händen.

»Mylady«, sagte Bertrand mit einer tiefen Verbeugung.

»Hat mein Sohn irgendeine Nachricht gesandt?«, fragte Lady Brickton mit bebender Stimme.

Ingrids Magen zog sich zusammen. Sie hatte gehofft, dass ihre ahnungsvolle Unruhe irgendeinen belanglosen Grund haben würde. Nichts Schlimmeres als ein gebrochenes Herz oder höchstens ein paar gebrochene Knochen. Grayson hätte hier sein sollen, er hätte sie in eine dieser Umarmungen ziehen sollen, bei denen ihr immer schwindlig wurde. Aber Bertrand sprach genau das aus, was Ingrid befürchtete.

»*Je suis désolé, mais non*«, antwortete er und schüttelte bedauernd den Kopf.

»Wir werden uns darum kümmern, Lady Brickton«, sagte Constantine schnell und ernsthaft. »Es wird eine Erklärung für seine Abwesenheit geben. Wenn Sie wünschen, können wir auch die Polizei um Mithilfe bitten.«

»Wieso wurde sie denn noch nicht verständigt?«, fragte Gabby mit einem glühenden Schimmer in den Augen.

Constantine stammelte etwas in seiner Muttersprache, bevor er wieder ins Englische wechselte. »Man hat mir gesagt«, erwiderte er, »dass ein solches Verschwinden für Lord Fairfax nicht ungewöhnlich ist. Er ist recht ... *ungestüm*, sagt die Dienerschaft. Den einen Augenblick ist er noch hier, im nächsten schon wieder verschwunden. Manchmal für einen Tag oder länger.«

Ingrid stieß einen Seufzer der Enttäuschung aus. Sie hatte gehofft, dass ihr Bruder gelernt haben würde, seine Lust auf Gesellschaften, Clubs und Spielhallen zu zügeln. Constantines Erklärung machte diese Hoffnung zunichte.

Bekommenes Schweigen breitete sich aus, während ihre Mutter versuchte, diese neuen Entwicklungen mit Würde aufzunehmen, auch wenn sie kein gutes Licht auf den Ruf ihres Sohnes warfen. Schnell sprang Constantine ihr bei, indem er nun die Dienerschaft, die er mit Grayson ausgewählt hatte, ausgiebig vorstellte: die Haushälterin und den Butler, die Köchin, ein Küchenmädchen, zwei Dienstmädchen, zwei Diener, einen Botenjungen und den Kutscher Bertrand. Ihre Namen glitten wie eine Flut von Akzenten und fremden Klängen an Ingrid vorbei, während sie von einem Gesicht zum anderen blickte und sich einzuprägen versuchte, wer zu welchem Namen gehörte. Constantines Ge-

murmeln schien kurz zu verstummen, wenn ihr Blick sich von einem löste und sich dann auf den nächsten konzentrierte.

Ganz plötzlich froh alles ein – ihre Gedanken, das Zimmer, ihr Atem. Die Augen, die ihren Blick fesselten, gehörten einem jungen Mann. Die Iris, leuchtend grün und goldgesprenkelt, wirkten erdverbunden und voller Leben, wie ein Flecken blassen Moores im Wald, lange schon von der Sonne vergessen. Sie wurden von dicken, kohlschwarzen Wimpern beschattet.

Seinem Äußeren nach war er höchstens ein oder zwei Jahre älter als Ingrid, und er sah sie mit einer befremdlichen Neugier an. Sie erwiderte den Blick, in dem sie eine eigenwillige Feindseligkeit spürte. Zwar verzog er nicht die Lippen, aber er blähte verächtlich die Nasenflügel. Als hätte Ingrid ihm irgendetwas angetan. Was völlig lächerlich war. Sie hatte diesen Jungen noch nie zuvor gesehen.

Schließlich zwang sie sich, ihren Blick von seinem zu lösen, und unvermittelt sah sie sich selbst im Rokoko-Spiegel der Eingangshalle. Sie entdeckte das dunkle Rot, das ihre Wangen färbte. Ihre verfluchte Haut. Es war ihr einfach nicht möglich, zornig oder peinlich berührt zu sein, ohne dass jeder Anwesende ihr diese Gefühle deutlich ansehen konnte.

»Ingrid, du siehst erhitzt aus«, sagte ihre Mutter, als Constantine seine Erläuterungen beendet hatte. Ingrids Wangen brannten daraufhin nur noch mehr. »Du sorgst dich um deinen Bruder. Du musst dich ausruhen. Madame Bertot, würden Sie sich darum kümmern, dass Lady Ingrid ein Abendessen bekommt?« Sie wandte sich an Ingrids Dienstmädchen, das aus England mitgekommen war. »Cherie, lass ihr ein heißes Bad ein.«

Aus irgendeinem Grund ließen Ingrids Teint und ihr schmaler Körperbau andere stets vermuten, sie sei zart und anfälliger für Krankheiten als ihre Schwester, die eine vollere Figur besaß. Es handelte sich jedoch um eine gänzlich irri- ge Annahme, denn Ingrid war in ihrem ganzen Leben tatsäch- lich noch nicht einen Tag krank gewesen. Ebenso wenig wie Grayson. Ihr Hausarzt hatte oft über die stets so robuste Gesundheit der Zwillinge gestaunt, aber ihre Mutter hatte sich trotzdem immer wieder sehr um sie gesorgt.

»Mutter, es geht mir gut.« Aber Madame Bertot, bei der es sich wohl um die Köchin handelte, und Cherie waren bereits verschwunden.

Die anderen, darunter auch der junge Mann mit den grün goldenen Augen, standen noch da.

»Du darfst deine Gesundheit nicht vernachlässigen, Lie- bes«, sagte ihre Mutter.

»Um meine Gesundheit steht es *bestens*«, stieß Ingrid her- vor. »Ich denke, ich würde gern einen Spaziergang machen.« Sie brauchte frische Luft. Viel frische Luft. Ingrid wandte sich an Constantine. »Gibt es hier in der Nähe eine Buchhand- lung, Monsieur?«

Ihr Bruder liebte Bücher fast so sehr, wie er Luft zum At- men brauchte. Wenn es ein solches Geschäft in der Nähe gab, dann war Grayson mit großer Sicherheit dort gewesen. Und jede Spur, die sie finden konnte und die sie vielleicht zu ihm führen würde, war es wert, verfolgt zu werden.

Constantine warf den Bediensteten einen kurzen Blick zu und räusperte sich. Sie nahmen das als Aufforderung und verschwanden wieder hinter dem Vorhang. Abgesehen von dem jungen Mann. Er blieb stocksteif stehen, die seltsamen Augen starr auf Ingrid gerichtet.

Constantine folgte seinem Blick, bevor er sich ein zweites Mal räusperte. »Luc? Möchtest du noch etwas sagen?«

Luc senkte zur Antwort die Augen, und Constantine fuhr ungeduldig fort: »Nun, dann kannst du gehen.«

Luc verschwand hinter dem Vorhang und ließ ein betretenes Schweigen zurück. Constantine brach es schließlich, indem er auf Ingrid's Frage erwiderte: »Es ist schon fast Nacht, und die Polizeipräfektur hat unter den Anwohnern eine Bekanntmachung verteilen lassen, laut der sie sich nach Anbruch der Dunkelheit in ihren Häusern aufhalten sollen.«

Gabby und Ingrid sahen sich an und hoben zeitgleich die Augenbrauen.

»Es gab einige Vorfälle, die es nicht sicher erscheinen lassen, nachts unterwegs zu sein«, fuhr der Makler fort, als er ihre verwirrten Gesichter sah.

»Haben diese Vorfälle etwas mit dem Verschwinden meines Sohnes zu tun?«, fragte ihre Mutter.

Constantine führte sie aus der Eingangshalle ins Wohnzimmer. Hier sah es aus wie in einem Schloss, ganz und gar mittelalterlich, mit Wandbehängen, geteilten Fenstern und Wänden aus roh behauenen Steinblöcken. Sie saugten die Wärme des Feuers auf, ein natürlicher Schutz gegen das kühle Zwielight des Winters.

»Sicherlich nicht. Ich fürchte, Lady Brickton, dass Ihr Sohn sich hier einem recht extravaganten Lebensstil hingibt.« Er geleitete sie zu dem Sofa, das dem Kamin am nächsten stand.

»Er ist noch jung«, sagte ihre Mutter, Grayson wie gewohnt verteidigend, als sie sich setzte. Es war dieselbe Entschuldigung, die sie oft auch Papa gegenüber angebracht hatte. Bei Constantine hatte sie eine größere Wirkung.

»Das ist er«, erwiderte er. »Lord Fairfax ist ein guter junger Mann und hat sicherlich mit den jüngsten Vorfällen hier nichts zu tun.«

»Was ist denn passiert?«, fragte Gabby. Sie setzte sich auf die Armlehne des Sofas neben ihre Mutter.

Constantine trat von einem Fuß auf den anderen und zuckte zögerlich mit den Mundwinkeln.

»Einige junge Damen wurden vermisst gemeldet. Die Zeitungen verbreiten natürlich nur Gerüchte, und ich möchte mich an diesen Spekulationen nicht beteiligen, aber man erzählt sich, dass Gewalt im Spiel war.«

Ihre Mutter setzte sich erschauernd gerade auf. »Ich wünsche nicht, dass meine Töchter noch mehr von dieser Sache hören. Sie werden einstweilen im Haus bleiben. Ich danke Ihnen, Monsieur Constantine.«

Er verneigte sich tief. »Bitte machen Sie sich keine Sorgen. Sie hatten eine lange Reise, und ganz wie Ihre Ladyschaft gerade sagten, sie brauchen Ruhe.«

Ihre Mutter erhob sich und brachte ihn zur Tür, während Gabby und Ingrid allein im Wohnzimmer zurückblieben.

»Hast du ihn gehört?« Gabby sprang von der Sofalehne. »*Machen Sie sich keine Sorgen.* Da sagt er uns, dass unser Bruder verschwunden ist und dass wir die dunklen Straßen von Paris meiden sollten, weil es uns ans Leben gehen könnte, und gleichzeitig meint er, wir sollten ganz gelassen bleiben!«

Ingrid antwortete nicht. Manchmal war es besser, Gabbys Ausbrüche einfach verpuffen zu lassen. Stattdessen trat sie ans Fenster. Der untere Flügel war mit Läden aus Holz verschlossen, die im Pfauenblau der Vorhänge gestrichen waren. Gedankenverloren fuhr sie mit den Fingern über die

abblätternde Farbe. So war das mit Ingrid – sie dachte nach, während Gabby zur Tat schritt.

Hinter ihr tigerte ihre Schwester durchs Zimmer. »Und mir ist völlig gleich, welchen Ruf Grayson genießt. Vier Tage unterwegs, ohne eine Nachricht? Das ist zu lange. Die Polizei hätte längst verständigt werden sollen.«

Durch die oberen Scheiben der unterteilten Fenster sah der Schnee, der den Kirchhof mit einem stillgelegten Brunnen bedeckte, blassviolett aus. Schneeüberzogene Apfelbäume und Buchsbäume säumten den Garten. Vier Tage. Selbst wenn Grayson an einer wilden Soiree teilgenommen hätte, die Nachwirkungen wären inzwischen längst verfliegen, und davon abgesehen, vibrierte Ingrids sechster Sinn inzwischen geradezu.

»Wir sollten mehr über diese *Vorfälle* herausfinden«, sagte Gabby, die nervös ihre Röcke glättete. »Ich weiß gar nicht, was ich denken soll.«

Ingrid hingegen wusste das schon. Ihrem Bruder war etwas Schlimmes zugestoßen. Es war kein Wissen, das sie hätte in Worte fassen können. Es war nur etwas, das sie spüren konnte, so wie damals, als sie eigene Schlafzimmer bekommen hatten und sie immer dann, wenn Grayson aus einem Albtraum wach wurde, ebenfalls hochschreckte. Selbst wenn sie etwas Schönes geträumt hatte, wusste sie sich instinktiv davon zu lösen, damit sie auf Zehenspitzen zu Grayson schleichen, zu ihm ins Bett schlüpfen und ihm versichern konnte, dass es nur ein Traum gewesen war.

Ingrid starrte zu der verfallenen Abteikirche empor, zu der Reihe von Gargoyles, die sich dunkel vor dem Zwielflicht abhoben. Sie erschauerte und wollte den Blick schon wieder abwenden.

Da sah sie im Augenwinkel, wie die Flügel einer geduckten, schwarzen Statue flatterten.

Mit einem erschreckten Atemzug wirbelte sie wieder herum. Sie trat näher an die Glasscheibe und versuchte, in dem schwindenden Licht mehr zu erkennen. Die Flügel des Gargoyle waren nun nicht länger ausgebreitet, sondern hingen wie Vorhänge herab. Was hatte sie da gerade gesehen?

Ingrid schloss die Augen und ließ die Stirn gegen das kalte Glas sinken. *Nichts*. Sie hatte nichts gesehen. Sie war nur überreizt, und das schlechte Licht hatte ihr einen Streich gespielt.

Ihr Bruder war verschwunden. Vielleicht gab es einen Entführer – oder einen Mörder –, der den Mädchen von Paris nachstellte. Ingrid durfte die Abtei in dieser Nacht nicht verlassen. Aber sobald es Morgen wurde, wollte sie als Erstes aufbrechen, um Grayson zu suchen.

2

Das hier war die Hölle.

Es musste die Hölle sein.

Grayson drehte den Kopf zum festgestampften Lehm-
boden und stöhnte. Gott, tat das weh. Sein ganzer Körper
pochte wie eine riesige, pulsierende, offene Wunde. Er konn-
te sich nicht mehr an den Hergang erinnern, aber er wusste,
dass er tot war.

Grayson fühlte in seine Glieder hinein, rollte sich zusam-
men. Bewegen konnte er sich tatsächlich mit Leichtigkeit,
auch wenn ein dumpfer Schmerz in seinen Knochen zurück-
blieb.

»Du bist stark.«

Er öffnete die Augen. Eine Stimme. Eine Frauenstimme.

»Du hast viel Blut verloren, aber dennoch vergehst du
nicht. Du schläfst nur. Bist du jetzt wach?«

Seine Wange presste sich heiß und trocken gegen den Bo-
den. Das einzige Licht war ein unaufhörlich flackerndes,
blaues Glimmen. Es erinnerte ihn an die Blitze eines som-
merlichen Hitzegewitters.

»Ich ... ich bin nicht tot?« Schmutz verkrustete seine Lip-
pen. Er spürte ein kurzes Aufwallen von Erleichterung, das
schnell wieder der Angst wich. Wenn er nicht tot war, wo
war er dann? Was war mit ihm geschehen?

Graysons vernebelter Blick klärte sich, und nun sah er die Silhouette einer mit Mantel und Kapuze bekleideten Gestalt, die neben ihm kniete. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, es war zu tief in dem Stoff verborgen, um von dem wabernden blauen Licht erreicht zu werden.

»Ich wäre sehr enttäuscht, wenn du tot wärst, Grayson Waverly«, gab die Frau zurück. Ihre Stimme hatte ein Echo, merkte er jetzt, als ob sie über ein tiefes Tal zu ihm drang und nicht zurückgeworfen wurde von der niedrigen, aus Erde gestampften Decke der Höhle, in der sie sich befanden. Ihre Stimme hallte in Graysons Kopf und brachte seine Trommelfelle zum Schwingen.

»Wo bin ich?« Er versuchte sich vom Boden hochzustemmen. Der Schmerz zerriss ihn innerlich. Er fühlte sich erschöpft und leer. Noch seltsamer war, dass er Hunger hatte.

Ein Abendessen. Er war zu einem Dinner gegangen.

Die Erinnerung trieb wieder davon, als ihn jemand mit großen Kräften an den Schultern packte und in eine sitzende Haltung brachte. Nicht die verhüllte Frau – ein anderer. Ein Mann. Sein harter Griff glitt hinab zu Graysons Unterarmen. Das pulsierende Licht warf blaue und schwarze Schatten über das Gesicht seines Gegenübers.

Grayson kniff die Augen zusammen. Mit dem Mund des Mannes stimmte etwas nicht. Seine Lippen zogen sich zu straff über seine Zähne, als ob er sich dort ein Stück Orangenschale hineingeschoben hätte und darauf wartete, jemandem ein orangenes Lächeln zu schenken, um ihn zum Lachen zu bringen. Aber der Gestank, der von ihm ausging – Grayson hatte noch nie etwas so Ekliges gerochen.

»Lassen Sie mich los, und treten Sie beiseite«, verlangte Grayson im befehlsgewohnten Ton seines Vaters. Er riss die

Arme zurück, zuckte aber zusammen, als die Finger des Mannes sofort unnachgiebig wie eiserne Handschellen zupackten.

»Du wirst zu gegebener Zeit wieder gehen dürfen«, sagte die verhüllte Frau, und ihre Worte klangen melodisch und seidig. »Wenn die Zeit gekommen ist, Grayson Waverly. Nun halte still. Wir müssen anfangen.«

Der Mann stieß ein tiefes, anhaltendes Stöhnen aus. Für Grayson klang es zufrieden und lustvoll. Er und seine Schwester hatten so ein Geräusch von sich gegeben, wenn ihre Gouvernante nicht hinschaute und sie schnell ein paar Siruptoffees stibitzen konnten. Als sich die Lippen des Mannes teilten, zerplatzte die Vorstellung des grotesken Orangenschalen-Lächelns.

Ein Paar perlmuttblau schimmernder Eckzähne ragte in den Mundwinkeln über die Unterlippe. Grayson wich zurück, als ein zweites Paar Reißzähne im Unterkiefer des Mannes sichtbar wurde, die sich über die oberen Eckzähne schoben und erst innehielten, als die beiden nadelähnlichen Spitzen die Oberlippe des Mannes berührten. Nein. Das war kein Mensch. Das war ein Monster. Sein Kiefer klappte auf, um ein raues Knurren auszustoßen, das sich anhörte, als ob Steine übereinanderschabten.

»Nein!« Grayson versuchte sich loszureißen. »Aufhören!«

Das Geschöpf zog einen von Graysons Ärmeln zurück und riss ihn entlang der Naht auf.

»Du wirst schon noch verstehen«, sagte die verhüllte Frau, deren Stimme sich gläsern und ruhig über Graysons Schreie legte. »Es ist nur zum Besten.«

Der Kopf des Geschöpfes schoss nach vorne und bohrte seine Fänge in Graysons Fleisch.

Luc stieß die Türen zum Heuboden der Remise auf und trat an die Öffnung. Er lehnte sich hinaus, um den Nachtwind zu spüren. Normalerweise trug die frische Luft seine schlechte Laune davon. Aber heute Nacht war das anders. Sterne bohrten sich durch die Schwärze über ihm, ein Wolkenband zog sich über den Himmel. Luc zog die Luft ein. Seine Nasenflügel blähten sich, als er den unangenehmen Geruch wahrnahm, den der Wind mit sich brachte.

Sie waren nahe. Sehr nahe. Direkt hinter den Mauern von L'Abbaye Saint-Dismas. Der heilige Boden war der erste Schutzwall gegen die Geschöpfe, die durch die Barrieren zwischen dieser Welt und der Unterwelt gedrungen waren.

Luc war der zweite.

Er sah zur Abtei hinüber, die keine zwanzig Schritt entfernt lag. Die meisten Fenster im Erdgeschoss waren dunkel, aber im ersten Stock, wo sich die Schlafgemächer befanden, waren schwache, flackernde Lichter zu sehen. Die Demoiselles Waverly. Die Dunkeläugige und ihre blasse ältere Schwester waren angekommen, ganz wie Grayson gesagt hatte. Luc hatte sie erwartet, ebenso wie ihre Mutter und die anderen Dienstboten, aber er hatte sie ganz sicher nicht hier haben wollen. Menschen. Als ob er nicht schon genug Sorgen gehabt hätte. Denn mehr als das waren sie allmählich nicht mehr für ihn – sie glichen eher einer Plage, die offenbar nicht mehr aufhören wollte.

Grayson Waverly. Lord Fairfax. Der zukünftige Earl von Brickton. Wer auch immer er sein mochte, Luc hatte es nicht geschafft, ihn zu beschützen. Das hatte zu Konsequenzen geführt. Fehler kamen natürlich vor. Ausrutscher. Unfälle. Für solche Verfehlungen musste man stets mit Strafen rechnen.

Bei Luc hatte man keine Ausnahme gemacht.

Die Lampen im ersten Stock wurden eine nach der anderen gelöscht, außer in der Kammer in der westlichen Ecke des Hauses. In diesem Zimmer schlief die Blasse. Er konnte sie spüren. Ihre rastlose Energie erfüllte ihn.

Die Abteikirche und das Wohnhaus hatten jahrzehntelang verlassen dagelegen, und in dieser Zeit hatte auch Luc selbst geruht. Aber vor einigen Monaten, als Grayson Waverly das Anwesen gekauft und die erste Nacht unter seinem Dach verbracht hatte, war Luc wieder erwacht. Das vertraute Gefühl des *Wissens* war zurückgekehrt. Er hatte es nicht wiederhaben wollen. Luc hatte sich daran gewöhnt, *nicht* zu wissen. Daran, diesen unkontrollierbaren, unentrinnbaren Drang des Beschützenmüssens nicht zu spüren.

Es machte Luc manchmal rasend vor Wut, dass jemand anderes – etwas anderes – seinen Verstand derart dirigierte. Seine Taten lenkte. Luc hatte es nicht vermisst, zu den Entrechteten von Paris zu gehören. Er hätte seine ewige Strafe lieber hoch oben in den Dachsparren des nördlichen Glockenturms verbüßt, zusammengerollt wie einer der geduckten Granit-Gargoyles entlang des Daches, die Flügel eng um sich selbst geschlungen, während seine Schuppen allmählich zu Stein verkrusteten.

Aber nun war er wach und verantwortlich für jene, die in der Abtei und der dazugehörigen Kirche wohnten. Seine letzten Menschen, ein altersschwacher Sorbonne-Professor und seine fast blinde Frau, zu beschützen, war ein Kinderspiel gewesen. Damit war bei Graysons Schwestern nicht zu rechnen. Die Blasse hatte Lucs Blick mit Augen erwidert, die von viel zu viel Intelligenz und Neugier kündeten. Sie hatte ihn angesehen, als kenne sie sein Geheimnis schon.

Luc atmete die Kälte ein. Er mochte den Winter am liebsten, weil es dann weniger Gerüche zu unterscheiden gab. Er konnte die Gefahren, die außerhalb des geweihten Abteibodens lauerten, besser riechen, wenn die Luft nicht schwer war vom Duft gemähten Grases oder von Sommerprimeln, die sich über die Steinmauern rund um den Kirchhof reckten. Ihm gefiel es nicht, wie nahe die Dämonen der Unterwelt ihnen heute Nacht waren. Es war, als wüssten sie, dass die Demoiselles Waverly angekommen waren. Dass frisches, junges Blut die Abtei erfüllte.

»Aasgeier, allesamt.«

Luc zuckte beim Klang der grollenden Stimme nicht zusammen. Er hatte bereits gespürt, dass Marco sich näherte, und auch, dass er nicht allein war. Yann und René waren bei ihm, so wie immer. Der heiße, hallende Puls, der wie ein Glockenschlag tief unten im Nacken spürbar wurde, sobald ein anderer Entrechteter in der Nähe war, war ihm inzwischen ebenso lästig wie die Menschen selbst.

Marco durchquerte den Heuboden mit wiegendem Schritt, und Yann und René folgten ihm über die breiten Bodenbretter.

»Es überrascht mich, dass ihr zu Fuß gekommen seid«, sagte Luc über die Schulter gewandt. »Könnt ihr die Dämonenhunde heute Nacht nicht riechen? Es müssen mindestens fünf sein, die allein über die Rue Dante schwärmen.«

Die drei hätten in ihrer wahren Gestalt kommen können. Die Entrechteten konnten ihre menschliche Haut abstreifen, wann immer sie es wünschten, und heute Nacht wäre es wirklich angeraten gewesen. Unter dem dunklen Himmel und bei den wenigen Augen wäre es nicht schwer gewesen, ihre Existenz vor dem Rest der Welt zu verbergen – so, wie es

der Engelsorden, dem sie unterstanden, befahl. Luc bevorzugte die wahre Gestalt. Schuppen wie aus gehärtetem Stahl anstelle von Haut und aus Stein gemeißelte Muskeln. Das kalte Gefühl von Unverwundbarkeit.

Marco zuckte die Achseln und ließ sich auf Lucs abgewetzte, mit Baumwolle ausgestopfte Matratze fallen. Er schob einen Stiefel auf die Holztruhe am Fuß des Bettes. »Wie es scheint, sind die Ungeheuer zu sehr mit dem Kommen und Gehen in der Abtei beschäftigt, um sich für uns zu interessieren.« Marco hob seine dicken, dunklen Augenbrauen. »Sind deine neuen Menschen so spannend, Bruder?«

René trat neben Luc. »Wir wissen schon, dass sie scharf auf britisches Blut sind.«

Luc blickte stur geradeaus. Er wusste, dass es besser war, gar nicht erst auf Renés provokante Bemerkungen einzugehen. Alle Entrechteten von Paris, Luc eingeschlossen, gingen davon aus, dass Grayson Waverly von einem Höllenhund verschleppt worden war, von einem Dämon der Unterwelt. Monsieur Constantine und die Polizei konnten lange nach ihm suchen – sie würden ihn nicht finden.

Zumindest war Grayson nicht tot. So viel hatte Irindi, der Engel himmlischer Herrschaft, Luc verraten, als sie ihm den erforderlichen Besuch abstattete und ihn mit einem Engelsbrand versengte, der obligatorischen Strafe dafür, den Menschen, für den man verantwortlich war, nicht geschützt zu haben. Grayson war am Leben, ein Gefangener in der Unterwelt – einem Ort, an den kein Engel und kein Entrechteter, unabhängig von Macht und Rang, vordringen konnte. Aber wie ein Höllenhund Lucs Sinnen entgangen war, und wieso er Grayson überhaupt entführt hatte, das blieb ein Geheimnis.

René klopfte Luc auf die Schulter. »Nimm's nicht so schwer. Immerhin bist du einen Menschen los.«

Er war einen Kopf größer als Luc, muskelbepackt und von grober, unzugänglicher Natur. Er, Yann und Marco waren keine Freunde. Sie waren Verbündete, und das galt unter Entrechteten als wesentlich nützlicher.

»Du trägst trotzdem noch eine ziemlich große Last auf deinen Schultern«, fuhr Marco fort. »Einen Menschen bist du los, aber sechs weitere sind zu deiner Schar gestoßen. Bist du sicher, dass du dem gewachsen bist?«

»Ich bin kein Kleinkind«, erwiderte Luc, der sich nichts sehnlicher wünschte, als dass seine drei ungebetenen Gäste wieder gehen würden.

»Nein. Aber du bist aus einem langen Schlaf erwacht, um ein Haus voller Schützlinge vorzufinden und festzustellen, dass offenbar ein paar Höllenhunde ausgebrochen sind. Die sich zudem besonders auf deine Abtei zu konzentrieren scheinen«, stellte Yann fest. Seine Stimme überraschte Luc immer wieder. Seine Menschengestalt war eher zierlich und schlank, aber wenn er sprach, was nicht so oft vorkam wie bei seinen beiden Kameraden, dann erklang seine Stimme tief und hallte wie in einer Schlucht. Das verlieh dem, was er zu sagen beschloss, stets besonderes Gewicht.

»Und einen hast du schon im Stich gelassen«, sagte René mit selbstzufriedenem Grinsen. Es hatte Zeiten gegeben, da war Luc dumm genug gewesen, ihm dieses Grinsen mit einem Faustschlag vom Gesicht zu wischen.

Luc trat von der Luke zurück. »Daran muss mich niemand erinnern.«

Zweifelsohne hatte es Marco und die anderen amüsiert, dass er derart versagt hatte. Grayson bedeutete ihnen nichts.

Um ehrlich zu sein, bedeutete er auch Luc nicht besonders viel. Menschen waren lästig. Sie stellten eine endlose Verpflichtung dar, und sie zu beschützen, das war eben jenes Kreuz, das er tragen musste – wegen der Dinge, die er selbst getan hatte, als er noch ein Mensch gewesen war. Aber er hatte noch nie einen Schützling verloren. Vor Grayson war Luc noch nie gescheitert.

»Wir wollen doch nur sagen, Bruder«, erklärte Marco, dessen Stiefelabsatz sich langsam in den Truhendeckel bohrte, während er den Fuß kreisen ließ, »dass wir dir helfen können. Meine Schützlinge haben das Hôtel Dugray bis zum Frühling verlassen. Yanns Brücke wird neu gebaut und ist einstweilen für den Verkehr gesperrt, und auf Renés Platz ist unter der Woche so gut wie nichts los. Wir könnten dich dabei unterstützen, auf deine Menschen aufzupassen.«

Luc widerstand dem Wunsch, Marcos Fuß vom Truhendeckel zu schubsen. Er kannte Marco gut, und er wusste, dass er für die Wölfe sprach, Marcos Kaste unter den Entrechteten von Paris. Die Wölfe waren nicht für ihre großzügige Nächstenliebe bekannt. Wieso sollte Marco ihm helfen wollen?

»Sie werden nicht lange hier sein«, sagte er daher ablehnend.

Marco schnaubte. »Meinst du nicht, dass die Mädchen nach ihrem Bruder suchen werden?«

Natürlich würden sie das tun. Sie würden Hoffnung haben. Es war ein so vorhersehbar menschliches Scheitern. Aber sie würden ihn nicht finden. Ihr Bruder befand sich nicht mehr auf dem Angesicht der Erde. Sonst hätte Luc seine Gegenwart, seine Empfindungen spüren und letztlich auch den Ort ausmachen können, an dem er sich befand. Lucs Bindung an jene, die in den Mauern der Abtei wohn-

ten, ging tief. Schon seit dreihundertsiebenundzwanzig Jahren. Seit jenem Tag, als Luc mit nur siebzehn Jahren gestorben war, man ihm den Einlass ins Himmelsreich verwehrt hatte und er ein Entrechteter geworden war.

Seit jenem Tag, da Luc ein Gargoyle geworden war.

»Überlasst sie mir«, erklärte er nun. Er würde den Waverly-Frauen klarmachen, dass alle Hoffnung vergebens war. Sobald sie begriffen, dass ihr Bruder nicht nach Hause zurückkäme, würden sie die Abtei verlassen. Danach würden auch die Dienstboten abreisen, und bald schon würde das Gebäude wieder so einsam und abgesperrt dastehen, wie in den letzten dreißig Jahren. Schließlich würden die Pariser wieder daran vorbeispazieren, ohne seine bröckelnden Mauern zu sehen, ohne wahrzunehmen, dass es überhaupt existierte. Und Luc würde zufrieden wieder in seinen Tiefschlaf verfallen.

Marco erhob sich mit Schwung von der Matratze. »Mach, was du willst, es sind deine Menschen. Aber denk an mein Angebot, wenn sie sich unkooperativ zeigen.«

Luc nickte, obwohl er nicht die geringste Absicht hatte, Marco, Yann oder René dazu einzuladen, sich um die Waverly-Frauen zu kümmern. Sowenig es ihm gefiel, dass sie hier waren, sie blieben doch seine Menschen. Das Bedürfnis, sie zu beschützen, empfand kein anderer Gargoyle so stark wie er.

Luc sah wieder hinüber zu dem Licht, das im Zimmer der blassen Schwester flackerte. *Ingrid*. Er ließ den Namen durch seinen Kopf wandern. Seine Verbindung zu ihr war stärker als die zu ihrer Schwester. Er verband sich mit einem Menschen über den Geruchssinn, so wie es alle Gargoyles taten, und ein Atemzug von ihr hatte schon fast genügt, um ihn